



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Speck, Wilhelm: Zwei Seelen : ein Lebensbild : (Fortsetzung)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Er fuhr mit den braunen gepolsterten Händchen über das glatte Wams seines neuen Anzugs und sagte: Nun kann ich Fischer werden, ja, Celestino? Sage ja!

Nein, du traust dich nicht über den Spalt.

Doch, ich traue mich, sagte der Kleine. Seine Stimme klang ein wenig unsicher, aber er ging gleich ans Werk mit Händen und Füßen, die Mauer wieder zu erklimmen. Sein Herz war voll Zuversicht, bis der Spalt vor ihm lag. Da wandte er den Kopf zurück. Seine Augen suchten Celestino, die unbewachten Füße kamen aus dem Takt, sie strauchelten. Livio verlor das Gleichgewicht und schwannte der Tiefe zu.

Es war, als bannte die Angst jeden Laut in der Natur. Auf dem Wasser wurde es still, auch das Meer hielt den Atem an. Aber die Gefahr ging vorüber, sie hatte den kleinen Livio nur gestreift, er selber hatte sie kaum bemerkt. Das Meer rauschte wieder über die Felsen heran, aber er hatte nur eins im Sinn, daß vor ihm der Spalt war und hinter ihm Celestino, der sagte, er könnte nicht Fischer werden, wenn er sich fürchtete.

Mit halbem Bewußtsein bemerkte er, wie Celestino an ihm vorüberschlüpfte und drüben weiter lief. Es konnte doch nicht sein, daß das Glück ihn verließ, und daß San Terenzo nicht half!

Aber es war so. Da stand er verlassen! *Aspetta, aspetta — mi!* rief er. Warte, warte auf mich!

Aber seine Stimme hob sich nicht über das Rauschen des Meeres, und seine ausgestreckten Arme halfen ihm nichts. Livio brach in Tränen aus.

Da fühlte er sich gefaßt und gehoben. Er sah undeutlich weiße Haare und hörte eine grollende Stimme Worte rufen. Es war nicht wie ein volles Bewußtsein, aber das war gewiß, daß seine Füße sich von der Mauer gelöst und nun jenseits der Lücke wieder die warmen Steine unter sich hatten.

Er sah den schmalen roten Streifen der Mauer unter sich hinstrecken, so lief er. Er sah das Weiß der Uferstraße und das unendliche Blau des Meeres wie einen flüchtigen Schein tief unter sich, von weitem sah er Celestino stehn und sah seine Frage, noch ehe er ihn hören konnte. Sein kleines Herz lachte: San Terenzo hat geholfen!

Er lief vor aller Augen über den Spalt hin und zurück ohne Stocken und Baudern: Ja, nun fürchtet sich der kleine Livio gewiß nie mehr. San Terenzo hat geholfen, und Livio kann Fischer werden.



Zwei Seelen

Ein Lebensbild von Wilhelm Speck

(Fortsetzung)

18



eine Pflegeschwester Martha teilte mir mit, daß sie zu ihrer Ausbildung die Heimat verlassen hätte und nun mit mir in derselben Stadt verweile. Sie rechne darauf, daß ich sie auffuchen und ihr unter den fremden Menschen mit Rat und Tat zur Seite stehn werde. Ich hielt den Brief, der in festen, geraden Buchstaben geschrieben war und gar nicht ausah, als hätte ihn ein furchtames und geängstigttes Mädchen geschrieben, ärgerlich in der Hand. Was wollte das Mädchen hier und gerade jetzt, und was verlangte es von mir? Ihr mit Rat und Tat zur Seite stehn! Ich lachte auf. Als ob ich nicht genug mit mir selbst zu tun hätte. Dazwischen aber klang eine wärmere Stimme, und mit ihr zugleich schwebte das Bild eines zärtlichen Kindes durch meine Gedanken. Das Ende dieses Kampfes

war, daß ich dem Ruf, der aus den Zeiten meiner Kindheit an mein Herz drang, wenn auch mit einigen Zweifeln, ob ich recht täte, mich in meiner Lage mit Höflichkeit abzugeben, Folge leistete. Martha wohnte bei einem Bahnbeamten weit draußen in der Vorstadt. Da ich mich erst nach Feierabend zu ihr auf den Weg machen konnte, so war es schon spät, als ich endlich vor dem Häuschen stand, worin ich sie zu suchen hatte. Da es aber ein schöner Zunitag gewesen war, so schimmerte noch ein prächtiges Abendrot über der Gegend. Wie ich die Gattertür zu dem Vorgarten öffnete, hörte ich muntere Stimmen in einer Laube und dazwischen Saitenspiel. Verlegen blieb ich stehen, ich war gar nicht in der Stimmung, unter heitere Menschen zu treten, und unschlüssig, ob ich mich nicht lieber jetzt noch davon schleichen sollte, wollte ich schon die Tür wieder zuziehen, als sich aus dem Blätterwerk die Gestalt eines schlanken Mädchens herauslöste, das mich einen Augenblick forschend betrachtete, worauf ein sanftes Erröten über ihre freundlichen Züge lief, aus dem schließlich ein liebliches Lächeln wurde. Mein Vetter Heinrich, sagte sie und reichte mir die Hand. Hierauf zog sie mich vertraulich, als wenn sie mir niemals fremd geworden wäre, in den Garten und in die Laube hinein.

Dort fand ich eine kleine Gesellschaft vor. Der Hausherr im Schlafrock rauchte seine Pfeife. Neben ihm war ein junger Mann eifrig bemüht, eine alte Zither klar zu stimmen, und endlich saß noch ein Trupp blondhaariger Kinder um die Mutter geschart und erwartete mit Spannung den Augenblick, wo das Spiel beginnen konnte. Man hatte sich offenbar auf einen vergnüglichen Abend eingerichtet, den man in der Sommerlaube und unter einem funkelnden Sternenhimmel, der sich wolkenlos über der blumenduftenden Erde ausspannte, unter sich genießen wollte, und betrachtete deshalb das Eindringen eines wildfremden Menschen nicht eben als einen Gewinn. Die Zither wurde betrübt zur Seite gestellt, und die Kinder machten ein Mäulchen. Darauf begann eine gezwungne Unterhaltung, an der ich mich nur mit Mühe beteiligen konnte, da meine Augen immer wieder das feine, zierliche Wesen suchten, das vorgab, mein ehemaliges Pflegegeschwesterchen zu sein. Sie bemerkte, welchen Eindruck sie auf mich machte, und sagte: Ja, wir haben uns lange nicht gesehen! Lange nicht, wiederholte ich und dachte, was für ein Unglücksmensch ich doch wäre, daß ich mein Leben lang immer hinter gleißenden Trübsalherren hergelaufen war, während ich im Schein des schönsten und lieblichsten Sternes hätte wandeln können. Die Hausfrau stand, nachdem ein unbehagliches halbes Stündchen verflossen war, endlich auf und brachte ihre Kleinen zu Bett. Nun erinnerte sich auch ihr Mann daran, daß er noch eine Verabredung mit Bekannten habe, und veranlaßte auch seinen Kollegen, der recht sichtbar in eine verdrießliche Laune geraten war, sich ihm anzuschließen. So fanden wir uns mit einemmal allein und hätten nun vertraulich zusammen reden können, aber die Befangenheit, in der ich meiner Verwandten von Anfang an entgegengetreten war, wurde nur noch stärker. Daß ich mich in allen den vergangnen Jahren nicht um sie bekümmert hatte, erschien mir jetzt, wo ich sie als ein anmutiges und begehrenswertes Fräulein, dem es an tröstlichem Umgang auch keineswegs mangelte, vor mir sah, als ein unentschuldigbares Versäumnis, und fast hätte ich nun gewünscht, sie in einer mißlichen Lage wieder gefunden zu haben, da sich dann wohl eine Gelegenheit gefunden hätte, ihr meine Reue und meine mit aller Gewalt hervorbrechende Zuneigung auf eine glaubhafte Weise zu zeigen. Martha sah meine Unruhe, ließ sich jedoch nicht von ihr anstecken, sondern da sie sich immer treu geliebt war, so konnte sie sich nun auch geben, wie sie immer gefühlt hatte, und brauchte keine Luftsprünge zu machen. Die ruhige Freundlichkeit, mit der sie meinen Versuchen, in das frühere trauliche Kinderverhältnis wieder hineinzukommen, begegnete, wirkte nun zwar auf mich wie eine neue Bezauberung, hatte aber zugleich die Eigenschaft eines abkühlenden Regens und brachte mich nach und nach wieder zur Besinnung. Wie sie mir mit dem vollen Frieden einer niemals gestörten Freundschaft entgegentrat und mir, als ich zaghaft ihre Hand ergriff, die meinige

fest und herzlich drückte, auch mir mit einem freien liebevollen Blick, worin es nichts gab, was sich verhüllen mußte, ins Auge sah, vergingen die törichten Blasen, die in meinem Herzen aufgestiegen waren, schnell wieder, und ich rückte beschämt von ihr ab. So saßen wir endlich ruhig nebeneinander und fingen an, uns von alten Zeiten zu erzählen. Der Mond ging inzwischen über den Bäumen des gegenüber liegenden Gartens auf und schien in unsere Laube herein. Weil er uns nun so freundlich und ordentlich zusammen sitzen sah, zeigte er uns auch sein freundlichstes Gesicht und schob die Wolken, die da und dort aufsteigen wollten, zur Seite, sodaß bald alles um uns her, Wege und Blumenbeete und das Blätterdach zu unsern Häupten, von seinem silbernen Glanze übergossen war. Auch die Wirtin zeigte sich nach einiger Zeit wieder und stellte sich an den Eingang der Laube. Als sie uns jedoch harmlos plaudern hörte, holte sie sich eine Arbeit und setzte sich zu uns. Wenn ich über mein Leben hinsehe, so ist diese Stelle ganz in Licht getaucht, und keine Wolke wirft einen Schatten in diese Stunden.

Am andern Abend ging ich wieder in die Vorstadt hinaus, und bald wurde dieser Weg mein täglicher Gang. Von meiner Reise war keine Rede mehr. Das Bild des lieben Mädchens hatte mein ganzes Denken gefangen genommen, und nicht einen Gedanken konnte ich mehr fassen, der mich nicht zu ihr hingeführt hätte. Zwar tagsüber machte ich mir zuweilen Vorhaltungen und fragte mich, wohin das führen sollte. Wurde es jedoch Abend, dann stieg mit dem ersten Stern auch Marthas Bild strahlend vor mir auf, und ein sehnsüchtiges Verlangen ergriff mich, wieder in ihre Nähe zu kommen, ihre süße Stimme zu hören und den Druck ihrer Hand zu fühlen, und nach einigem Zögern und Zaudern, dessen Ursache mir grausam in die Seele schnitt, ging ich jedesmal dahin, wo mir aus einem unschuldigen Herzen eine unbegreifliche und unverdiente Zärtlichkeit entgegengebracht wurde. Martha stand gewöhnlich schon an der Gartentür und hielt Ausschau. Wenn sie mich dann erblickte, so flog ein glückliches Lächeln über ihr Gesicht, und in ihren Augen glänzte eine so helle Freude, daß ich im Handumdrehen aus meinem dunkeln Leben in eine schöne, lichte Welt versetzt wurde. Nachher nahm sie ihren Hut, und wir wanderten ein wenig hinaus bis zu den letzten Häusern und in die Felder hinein. Dort sang dann vielleicht noch eine Lerche ihr Abendlied, und dann ging in diesen glücklichen Tagen jedesmal der Mond über der dunkeln Linie des fernen Waldes auf und leuchtete uns fröhlich auf unserm Wege. Denn er kannte uns schon, und wir waren schon mit ihm vertraulich geworden. Wir sahen ihn als unsern guten Freund an, der uns das Ende jedes Tags hell und lieblich machte. Und noch jetzt, wenn er zu mir hereinblickt durch die Eisenstäbe und auf die Dielen seine Kreise malt, ist es mir, als wollte er mir zum Troste die versunkne Welt wieder aufbauen. Er malt mit leiser, zarter Hand, und sein milder Schein tut mir wohl. Geht er dann an meinem Fenster vorüber und schaut nun durch ein andres Fenster in ein andres Leben hinein, dann liege ich still auf meinem Bett, und Tränen um Träne quillt aus meinen Augen. Aber auch diese Tränen tun nicht weh.

Martha hatte das Putzmachen gelernt und trug sich nun mit der Absicht, sich selbständig zu machen. Auf diese Aussicht hin hatte sie mit ihrer Mutter viele Jahre gespart, das Haus war frisch gemalt, und der Laden fertig hergerichtet. Da war die Tante plötzlich gestorben. Martha hatte nun ihren Wunsch, mit dem sie sich, solange die Mutter lebte, nicht hervorgewagt hatte, erfüllt und war noch einmal in ein größeres Geschäft eingetreten, um noch etwas hinzuzulernen. Daß sich hinter diesem Wunsche noch eine andre Absicht verbarg, war leicht zu erkennen. Denn Martha war nicht imstande, etwas, was sie beglückte, verborgen zu halten, es schimmerte, so sehr sie sich auch bemühte, es vorläufig zu verhüllen, dennoch hervor und fiel mir mit blendendem Schein in die Augen. So erfuhr ich also, daß meine Eltern in Marthas Haus ziehen würden, und daß sie die Hoffnung hegten, ich würde mich zu der Familie zurückbringen lassen, worauf man an dem Hause noch ein zweites Schild, unter dem ich meinen Schneidertisch aufschlagen könne,

anbringen werde. Martha errötete, als sie mit diesem Vorschlage hervorkam. Ich schüttelte den Kopf, aber als wir nun weiter gingen in den lichten Abend hinein, hielt ich es schließlich doch nicht mehr für unmöglich, daß mein Leben, worin es so lange stürmisch auf und nieder gegangen war, in einer friedlichen Hütte, unter guten Menschen und im Schein dieser guten treuen Augen enden werde. Wir sprachen nun, nachdem wir nur einmal vorsichtig an die Zukunft gerührt hatten, wieder von der Gegenwart und dem schmalen Stückchen Vergangenheit, auf dem unsre Füße gemeinsam gewandelt waren, und das war auch das Beste. Unser Glück war von der Art, daß man Fuß vor Fuß setzen muß, weil ringsum Abgründe drohen. Aber über dem engen Felsensteig schwebt freundlich das Licht, und solange man dort steht, ist man glücklich und denkt nicht an das, was kommen kann.

Als aber am andern Morgen mein Blut kühler geworden war, überfiel mich plötzlich wieder meine alte Not. Ich hatte mit Martha verabredet, sie am nächsten Sonntag in den Wald, den wir nur immer im fernem Mondlicht gesehen hatten, zu führen, aber ich beschloß nun, nicht Wort zu halten. Ich durfte keinen Schritt mehr auf diesem Wege, auf den mich meine Leidenschaft gelockt hatte, weitergehen. So lange meine Zukunft so unklar vor mir lag, durfte ich mich nicht in den Schein der klaren Augen, die in rückhaltlosem Vertrauen vor mir aufgeschlagen lagen, hineinbegeben. So schrieb ich ihr denn einige Zeilen und sagte ihr, daß ich an diesem Abend eine Abhaltung hätte, die Verabredung auf den Sonntag ließ ich vorläufig noch bestehn. Hierauf ordnete ich in aller Eile meine Angelegenheiten und machte mich dann wieder einmal daran, mein Bündel zu schnüren. Hierbei geriet mir bei meiner Flucht aus dem Vaterhaus gehüllt hatte, wieder unter die Hände, und ich betrachtete es mit Bitterkeit über mein schlimmes Schicksal, das mir die schönsten und lieblichsten Dinge zeigte und die goldensten Hoffnungen in mir entzündete und dann mich zwingen wollte, die Augen davon abzuwenden. Darauf wickelte ich die Stücke wieder ein, legte sie aber nicht in das Bündel zurück, sondern steckte sie zu mir, weil ich sie Marthchen nunmehr zurücksenden wollte. Als dies geordnet war, erging ich mich noch einmal in den Straßen und drang dabei unversehens soweit in die Vorstadt vor, daß ich das Häuschen, worin mein Glück wohnte, im fernem Sonnenschein liegen sah. Ein Schleier legte sich vor meine Augen, aber auch durch den Schleier sah ich noch das Haus im Sonnenschein und all das zärtliche Glück, dem ich zu entsagen genötigt war, das ganze goldne Paradies einer reinen Liebe, aus dem ich mich selber verbannen mußte, weil die Schuldigen das Heimatsrecht im Paradiese verloren haben und deshalb besser selbst ihren Weg in die dunkle Ferne suchen, ehe man sie hinausstößt.

19

Auf dem Rückwege, auf dem mir allmählich ruhiger zumute wurde, da ich das Bewußtsein hatte, einen verständigen und notwendigen Entschluß gefaßt zu haben, begegnete ich Heinemann. Ich wollte ihm ausweichen, er lief mir jedoch nach und brachte mir eine Nachricht, die, so bedeutungslos sie im Grunde war, mich plötzlich in eine andre Welt versetzte. Ostroth war vor einigen Tagen, als er noch mehr als sonst getrunken hatte, die Treppe hinuntergestürzt und hatte sich den Hals gebrochen. Die verwaiste Sippe stand nun ohne Haupt in der gefährvollen Welt und gramsetzte durcheinander wie ein Haufen aufgestörter Ameisen. So war also einer von denen, die um meine Schuld wußten, für immer verschwunden, und die andern waren im Begriff, auseinander zu laufen, anderswo Anschluß zu suchen und sich anderwärts zu verlieren. Plötzlich lebte die schon begrabne Hoffnung wieder auf, und das sonnige Häuschen lag wieder verheißungsvoll in all seinem goldnen Schimmer vor meinen Augen. Ich machte mir im Augenblick nicht klar, daß, solange nur der eine von ihnen ein stiller Mann geworden war, eben noch nicht viel geholfen war, oder es ging vielleicht, mir selber verborgen, der Gedanke durch mein Inneres, daß dieselbe Hand, die dem einen den Hals gebrochen hatte,

auch die übrigen seinerzeit finden werde, wobei ich mir freilich die ewige Gerechtigkeit, um mich selbst zu salbieren, in einer sehr verkürzten und verstümmelten Weise vorstellen mußte. Für jetzt genügte mir jedoch, was geschehn war, vollkommen, mich zu ermutigen, den schmalen, schwindelnden, von Abgründen umgebenen Weg weiter zu wandeln. Meine Furcht war ja nur ein fernes, wesenloses Wölkchen, so bedurfte es auch keiner bedeutenden Sonne, das leichte Gebilde aufzulösen und verschwinden zu machen. Ich lud den guten Heinemann, der mich mit seiner Trauerbotschaft so fröhlich gemacht hatte, zu einem Glas Wein ein und ging, als wir in einer gemüthlichen Ecke zusammen saßen, der Flasche so herzlich nach, daß ich in der zwiefachen Berausung der Freude und des Weins Heinemann in meine Sorgen hineinblicken ließ und ihm meine Auswanderungspläne anvertraute. Er machte große Augen und brach endlich in ein fröhliches Lachen aus: Was bist du doch für ein Mensch! Damit schleppst du dich noch immer herum? Danach kräht doch kein Hahn mehr. Welcher Unsinn!

Ja, es ist ein Unsinn, versetzte ich. Aber nun bin ich mit ihm fertig. Stoß an, Freund. Heute wollen wir einmal fröhlich zusammen sitzen.

Ich ließ eine neue Flasche kommen. Heinemann beschaute die Etikette, und als er sah, daß ich nicht knidrig gewesen war, sah er mich mit lachenden Augen an und sagte: Jetzt verbrennt der Agypter seine Schiffe. Als wir uns zu später Stunde trennten, wäre ich wohl noch in meinem Glück zu Martha hinausgelaufen, aber es war doch noch soviel Verstand in mir, daß ich einsah, ich dürfe ihr in solcher Verfassung nicht unter die Augen kommen. Morgen ist auch noch ein Tag, dachte ich, morgen ist Sonntag. Morgen erringe ich sie mir. So zwang ich mich, nach Hause zu gehn. Aus Fenster tretend sah ich den Mond eben wieder emporsteigen und nickte ihm glücklich zu.

Wolkenlos ging denn auch der glückliche Tag über uns auf. Sanftes Glockenläuten begrüßte ihn bei seinem Kommen, und Glockentöne zogen auch durch die Luft, als ich mit dem lieblichen Mädchen in die schöne glänzende Nachmittagssonne hineinschritt. Zuerst hörten wir im Walde noch andre Sonntagsspaziergänger reden und singen und sahen bunte Frauengewänder durch das lichte Grün schimmern, aber endlich hatte sich das alles, was mit uns in den Wald hineingelaufen war, nach allen Seiten verstreut, und wir hatten nun die Stille und Ruhe, die prächtige Sonne, die die Wipfel überstrahlte, und den frischen Tannenduft für uns allein. Ich wußte, daß ich nur ein Wort zu sagen hätte, so würde dieses junge Leben an meinem Herzen ruhn. Weil aber unser Verhältnis in solcher durchsichtigen Klarheit vor mir lag, so ergriff mich, dem bisher immer trübe Wasser vorgekommen waren, eine seltsame Scheu, in diese lichte Lebensflut hineinzutauchen. Auch Marthchen, wie warm ihre Augen leuchteten, führte das Gespräch vorsichtig um alles, was gefährlich werden konnte, herum, als sei sie mit mir eins geworden, die Stunden, in denen der Mensch seinem Glücke erst entgegenwandelt, recht gründlich auszukosten. Aber sie war es schließlich doch, die den Augenblick der Entscheidung herbeiführte. Über unserm Umherirren waren mehrere Stunden verfloßen, und schon fing der Himmel an, in einer goldnen Abendröte zu glühen. Marthchen hatte eben begonnen, die Blumen zu einem Waldstrauß zusammenzulesen, und stellte mich hierbei ebenfalls an, indem sie mich bald diese bald jene Farbe holen ließ.

Bei diesem Suchen hatte ich sie einmal aus den Augen verloren und rief ihren Namen in den Wald hinein. Die unnötige Sorge, die aus meiner Stimme herausgeklungen haben mochte, hatte wohl ihren Mutwillen erregt, denn ich sah sie nun den Versuch machen, sich vor mir zu verbergen, was in diesem Walde freilich seine Schwierigkeiten hatte. Jedoch da ich sah, daß es ihr Freude machte, tat ich ihr den Willen und ging nun bald nach dieser bald nach jener Seite, nur nicht dahin, wo ich ihr begegnen mußte. Und so tappten wir in kindlichem Spiele, unwissend, wie ernst doch unser Schicksal war, eine Weile herum, bis ich endlich vorgab, sie gefunden zu haben, und auf sie zueilte. Sie stand jetzt unter einer Eiche, die auf einem schönen grünen Wiesenfleck ihre Zweige einsam im Sonnen-

golde badete, und sah mit glühenden Wangen zu mir herüber. Jeder Blick sagte: Fange mich, wenn du kannst, und was der Blick sagte, das rief auch ihre Stimme. Es begann nun ein Zagen um den Stamm herum, und ich hätte das flinke Mädchen wohl schwerlich eingeholt, wäre sie mir nicht selber in die Arme geflogen. Wie ich sie jedoch festhalten wollte, entwand sie sich noch einmal und flüchtete ein Stück weiter in den Wald. Dort blieb sie atemlos stehn und legte den Arm um meinen Hals.

Als ich die zarte feine Gestalt an mich preßte, erschien mir das Glück, das ich da gewonnen hatte, wieder so unbegreiflich, die warme hingebende Liebe, die mir aus diesen reinen Augen entgegenstrahlte, so unverdient, daß ich noch einmal fragte: Hast du mich wirklich lieb? Kannst du mich wirklich lieb haben?

Sie sah mich verwundert an.

Ich bin kein glücklicher Mensch, fuhr ich fort. Mein Leben ist nicht gut verlaufen. Ich möchte nicht, daß du noch einmal Reue empfinden müßtest, weil du dein Leben mit dem meinigen verbunden hast.

Sie hielt mir den Mund zu: Davon mußt du nicht reden. Was hinter uns liegt, lassen wir ruhen und schauen fröhlich vorwärts.

Sie sah mich lange stumm und ernst an, wie ein Mensch, der die ernste wechselvolle Zukunft mit seinem Blick durchdringen will. Es wurde jedoch bald wieder hell in ihrem Gesicht, und das alte süße Lächeln kehrte wieder: Du fragst mich, ob ich dich lieb hätte. So lange ich lebe, habe ich dich lieb gehabt. Alle die Jahre habe ich schon an diese Stunde gedacht und bestimmt gewußt, daß sie kommen würde. Und um dir alles zu sagen: Nur deinetwegen bin ich hierhergekommen. Ich bin ausgegangen, dich zu suchen und heimzuholen. Das tat ich zuerst mit bangem Herzen, da wir uns ja fremd geworden waren, aber als ich dich nun kennen lernte, da wurde es mir fröhlich ums Herz, und ich wußte, daß ich nicht umsonst gekommen sei.

Wir setzten uns nun ins Gras und schauten durch eine Lücke im Walde zum Himmel hinauf. Der schimmerte dunkelblau durch die grüne Umrahmung, und zuweilen kam ein zartes goldiges Wölkchen, blieb einen Augenblick über uns stehn und ging, nachdem es sich in Marthchens Augen gespiegelt hatte, still vorüber. Warum ich diese närrischen Dinge erzähle? Es waren doch auch nur goldne Wölkchen, und sie gingen wie ein Hauch an mir vorbei. Ich aber fasse mich an meinen Kopf und frage mich: Bist du es gewesen, der einmal so geschwärmt hat? Und manchmal möchte ich jede Erinnerung an diese sonnenhellen Stunden in mir auflösen, da sie mir immer wieder Tränen in die Augen treiben. Aber alles, was an diesem Sonntag geschehen und gesprochen worden ist, steht wie in Stein gemeißelt in meiner Seele. Ich kann es nicht vergessen, und ich will es auch nicht.

Es wurde nun dunkel um uns her. Der schönste und reinste Tag meines Lebens neigte sich seinem Ende zu. Wir folgten einem der vielen Wege, die den Wald durchschnitten, und gelangten an einen hübschen See, an dem ein Wirtshaus lag, und nach all dem Umherschweifen in der Einsamkeit des Waldes gefiel es uns, mit unsrer Liebe mitten unter die Menschen zu treten. Wir nahmen also an einem freien Tischchen Platz und ließen uns fröhlich auftragen. Es waren noch etliche Kähne auf dem Wasser. Man hatte bunte Lichter daran befestigt, deren Farbenschimmer nun über die leichtbewegten Wellen hinspielte. Nach einiger Zeit verschwanden die Papierlaternen, und es spiegelte sich nur noch der Sternenhimmel in der dunkeln Flut, bis sich endlich unser guter Freund über den Bäumen zeigte und alles mit seinem glänzenden Schein erfüllte.

Wir standen nun auf und gingen mit den andern dem Bahnhof zu. Vor uns wurde ein Lied angestimmt, ein ernstes Lied, das eigentlich gar nicht in unsre glückliche Stimmung paßte:

Augentrost, mein lieber Schatz,
Du hast mich ganz verlassen,
Du hast mir deine Treu versagt,
Hast mir mein Herz so schwer gemacht,
Daß ich mich selbst muß grämen.

Wir hielten uns an der Hand und hörten still zu. Als aber das Lied weiter ging, stimmten wir endlich leise ein:

Es so wünsch ich dir eine gute Nacht,
Ein langes Wohlergehen
Eine gute Nacht, eine sanfte Ruh,
Ein vielgeliebten Schatz dazu,
Nach Hause wolln wir gehen.

Wer hätte gedacht, daß ich noch einmal singen würde? Es geschah auch nur dieses einemal, und als dieser Tag geendet hatte, war alles Singen vorüber.

20

Auf dem Heimweg beobachteten wir ein fernes Wetterleuchten. Der Himmel hatte sich vor uns mit einem dunkeln Vorhang überzogen, hinter dem es geisterlich aufflammte. Da wir das aufsteigende Gewitter in einer genügenden Entfernung wußten, so betrachteten wir den Wechsel von tiefer Nacht und blendendem Lichte ohne Sorge um uns selbst als ein schönes und gewaltiges Schauspiel, ein himmlisches Feuerwerk, mit dem der liebliche Tag grandios abschloß. Indessen wurde das Rauschen in den Baumkronen um uns her doch allmählich stärker, und ein dumpfes Dröhnen in den Wolken trieb uns endlich aus unserm traumhaften Wandeln und jagte uns schließlich in fliegender Eile durch die Straßen. Es war noch verabredet worden, daß Marthchen andern Tags nach Hause reisen und das Nötige zu unserm Einzug anordnen, auch meine Eltern mit der glücklichen Wendung bekannt machen sollte. Da das Wetter immer näher kam, so konnten wir uns nur noch sagen, daß es bei dieser Verabredung bleiben sollte, und mußten dann schnell Abschied voneinander nehmen. Martha trieb mich besorgt von dannen, blieb jedoch selbst noch einen Augenblick an der Stelle, wo sie mich alle Abende empfangen hatte, und sah mir nach, und in dem blauen Lichte eines Blitzes, der den drohenden Wettervorhang bis tief hinunter zerriß, sah ich ihre Gestalt noch einmal aus der Finsternis auftauchen, das letztemal.

Inzwischen war das Wetter auch über meinem Leben aufgestiegen. Es war von fern her gekommen und zuerst in einem weiten Kreise um mich herum gegangen; es hatte da und dort gezündet, aber es dauerte lange, bis ich begriff, daß es auf mich selber einstürmte. Der Blitz hatte schon in meiner nächsten Nähe gezündet, aber in dieser Nacht wurde ich es noch nicht gewahr, sondern legte mein Haupt dicht neben dem Unglück schlafen. Am andern Morgen machte ich meine Reisevorbereitungen wieder rückgängig und bat meinen Meister, mich noch einige Wochen zu beschäftigen. Als ich dann um die Mittagszeit nach Hause kam und mich zu einer eiligen Mahlzeit niedersetzen wollte, sah ich erst, daß etwas vorgefallen sein müsse, was die Familie Leopold in völlige Verwirrung versetzt hatte. Der alte Herr hatte seinen Nähwinkel verlassen, saß auf dem Sofa und ließ den Kopf wortlos auf die Brust hinabhängen. Währenddessen ging die Frau geschäftig auf und ab, leise wie auf Strümpfen schleichend, und warf nur von Zeit zu Zeit auf den stummen alten Mann einen scheuen Blick.

Was ist denn in euch gefahren? fragte ich verwundert, erhielt jedoch keine Antwort. Man setzte mir mein Essen vor, von den Eheleuten nahm keines einen Bissen.

Plötzlich fuhr der Schneider wie aus einem Traum empor und schlug mit der Faust verzweiflungsvoll auf den Tisch. Das Geschirr flog in die Höhe, und etliches stürzte auf den Boden und zersplitterte dort. Wenn nicht die ganze Ordnung im Hause umgestürzt war, so mußte jetzt ein Wetter losbrechen. Aber die Frau, die erschrocken zusammengefahren war, blieb still und sanft. Ohne ein Wort zu sagen, beugte sie sich nieder, raffte die Scherben zusammen und trug sie hinaus.

Da ich schon manchen ehelichen Zwist in diesem Hause erlebt hatte, nur daß sonst die Frau Lärm machte, und der Mann geduldig aushalten mußte, so ließ ich es mir fröhlich schmecken und dachte nur daran, möglichst schnell von den Leuten wegzukommen.

Plötzlich sah mich Leopold an und sagte mit leiser Stimme: Was vorgefallen ist? Unser Sohn ist verschwunden, davongelaufen mit fremdem Geld und wird nun als ein Spitzbube verfolgt.

Die Frau trat wieder ein und hörte seine Worte. Sei doch ruhig, Mann, sagte sie. Es ist doch noch nichts bewiesen. Es kann ihm doch auch ein Unglück passiert sein.

Ja, ich wollte lieber, er läge hier tot zu meinen Füßen, antwortete der Alte, und Tränen flossen ihm über das Gesicht.

Ich hatte nur den Gedanken, daß ich etwas derartiges schon längst erwartet hatte. Wie ich nun das Nähere erfragen wollte, kam es die Treppe herauf, schwere Schritte, und dahinter das Geräusch von vielen Füßen und das Flüstern zahlreicher Stimmen. Vor der Tür hielt es noch einmal an, dann wurde hart angeklopft. Es brauchte niemand herein zu rufen, sie standen schon in der Stube, die Polizei und einige fremde Herren, und dahinter die Nachbarschaft, Weiber und Kinder mit weit geöffneten Augen, begierig, sich ja nichts entgehn zu lassen. Einer der Beamten schloß die Tür, er mußte erst ein Paar Hände, die sich an den Pfosten festklammerten, loslösen. Frau Leopold war mit einem schwachen Schrei in ihren Stuhl gesunken. Der Schneider aber stand auf und erwartete mit verstörtem Gesicht, was man ihm sagen würde.

Der junge Leopold hatte am Sonnabend eine große Summe mit zur Post genommen und war seitdem nicht mehr gesehen worden. Auf der Post war er nicht gewesen, er war also mit dem Gelde durchgegangen. Es war nun allerdings auch möglich, daß ihm ein Unfall begegnet war. Dem widersprachen jedoch seine Kollegen, denen der eitle Tropf längst ein Dorn im Auge gewesen war, und die nun behaupteten, daß nichts anderes als ein Diebstahl vorläge, und daß, wenn man nur nachforsche, noch andre unerfreuliche Dinge offenbar werden würden. Es wurden in aller Eile die Bücher, die Leopold geführt hatte, durchgesehen, und es fanden sich zwar mancherlei Flüchtigkeiten, aber nicht eigentlich etwas Schlechtes. Auch die Verluste, die im Warenlager hier und da bemerkt worden waren, wurden nun dem unglücklichen Menschen, der solange eine beneidete Rolle gespielt hatte, zur Last gelegt, und bald stand die Sache so, daß die Prinzipale in der Ungewißheit, was eigentlich geschehn war, eine Unehrllichkeit im großen Stille vor sich zu haben glaubten. In der Wohnung des jungen Leopold war jedoch nichts gefunden worden, und seine Wirtin hatte nur berichten können, daß er erklärt hätte, er müsse eine Geschäftsreise antreten, und mit einem bescheidenen Köfferchen zur Bahn gefahren sei. Nun wollte man bei den Eltern Nachforschungen anstellen.

Der Vater erklärte, er wisse nicht, wo sein unglücklicher Sohn sich aufhalte. Wüßte er es, so würde er selber ihn herbeiholen und seiner Strafe überliefern. Er könne aber nicht glauben, daß sein Sohn zum Diebe geworden sei. Er wäre wohl ein eitler und vergnügungssüchtiger Mensch gewesen, aber er hätte dabei ein gutes und kindliches Herz gehabt. Und was sollte ihn bewogen haben, mit dem Gelde wegzulaufen? Mit den wenigen tausend Mark könne ein Mensch wie er doch nicht viel anfangen. Entweder müsse ihm also ein Unglück widerfahren sein, oder es sei ihm das Geld gestohlen worden oder sonst abhanden gekommen, und er sei dann in seiner Not und Angst davongelaufen.

Das trug er in ziemlicher Ruhe vor, aber die Tropfen standen ihm auf der Stirn, und die Hand, mit der er sich am Tisch hielt, bebte.

Als man nun eine Haussuchung vornehmen wollte, wurde er bleich wie die Wand und gleich darauf feuerrot. Aber er sagte nichts dazu. Die Frau jedoch fuhr nun von ihrem Stuhle auf und rief: Haussuchung bei uns? Was geht uns denn unser Sohn an? Er ist groß genug für sich selber und sein eigener Herr. Und macht er Streiche, so tut ers auf seine Kappe hin.

Ihr Mann winkte mit der Hand nach ihr hin, und einer der Beamten sagte beruhigend: Es wird sich ja alles finden.

Finden? schrie die Frau in neuer Erregung. Nichts wird sich finden. Was

sollten wir auch mit dem Zeug . . . ? Sehe ich aus, als ob ich in seidnen Rücken gehe, oder sieht der alte Mann so aus?

Nein, so sah er nicht aus.

Einer von den Herren lächelte, und wir alle sahen auf Leopold, dessen gutes ehrliches Gesicht unter der Schmach, die ihm angetan worden war, blutrot geworden war, und in dessen Augen das Wasser stand. Er neigte den Kopf und bedachte wohl bei sich, womit er diese Schande verdient hätte, und was nun noch alles über ihn kommen werde. Und was er anfangen würde, wenn er erst sein ganzes Unglück kannte.

Es war einen Augenblick still geworden. Jetzt raffte sich Leopold auf und sagte: Sei ruhig, Frau. Die Herren tun nur, was sie müssen. Laß sie gewähren.

Seine Frau sah ihn groß an und brach plötzlich in ein heftiges Schluchzen aus.

Das Suchen begann, es fand sich jedoch nichts, was die Herren als ihr Eigentum erkannten. Dagegen wurde in den verschiedensten Behältnissen und auf das künstlichste versteckt ein ganzes Warenlager kostbarer Dinge, Uhren, Ringe, goldne Ketten und andre dieser Art entdeckt. Das Gesicht der Beamten, die nun sahen, daß ihnen statt des Füchskleins, dem sie nachliefen, ein alter geriebener Fuchs ins Garn gelaufen war, geriet immer mehr ins Helle und Fröhliche hinein. Der alte Leopold aber sah nun mit großen Augen, was für Reichthümer in seiner Wohnung unter alten Lappen und Lumpen verborgen gewesen waren.

Indessen lag seine Frau in verzweifelm Weinen in ihrem Stuhl. Nach und nach wurde sie jedoch ruhiger, und während Stück für Stück von den verdächtigen Sachen auf den Tisch gelegt und ein Verzeichnis davon aufgenommen wurde, fing es in ihren listigen Augen wieder an zu funkeln. Sie erklärte, daß das alles, was man gefunden hätte, nur sie selber und weder ihren Mann noch ihren Sohn etwas anginge, und daß sie sich über den Besitz dieser Dinge vor dem Richter verantworten werde. Sie war offenbar noch nicht mit sich im reinen, wie sie sich herausreden wollte, und setzte, um sich ja nicht durch ein voreiliges Wort festzulegen, allen Fragen ein störrisches Schweigen entgegen. So wurde sie aufgefordert, mit zur Polizei zu gehn.

Leopold, dem plötzlich sein ganzes Familienwesen auseinandergesprengt war, sah hilflos von einem zum andern. Endlich mochte er meinen, er müsse zum Schutz seines Weibes und um ihr in ihrer Not nicht fern zu sein, auch mitgehn, und er holte seinen Hut hervor, den er nach alter Gewohnheit erst, bevor er ihn sich auf den Kopf setzte, sorgsam ausbürstete. Dabei wurde ihm jedoch schwach, und er fing an zu schwanken. Wie wir sahen, daß er im nächsten Augenblick umfallen müsse, griffen wir zu, und einer der Beamten half mir das zarte Körperchen auf sein Bett heben.

Bei der Vernehmung auf der Polizei mußte es sich wohl schnell herausgestellt haben, daß man unversehens einen glücklichen Fang getan habe, denn man behielt die Frau sogleich in Gewahrsam und nahm ihr auch noch einen Brief ab, der wieder ein neues Lichtchen auf die Sache warf. Der junge Leopold hatte diesen Brief an seinen Vater gerichtet und bekannte sich darin zu dem Diebstahl. Er klagte, die Laurette habe ihn zu der That, die ihn nun zugrunde richte, verleitet, indem sie versprochen habe, mit ihm nach Holland zu fliehen. Als sie jedoch das Geld in ihre Hände gebracht hätte, wäre sie plötzlich verschwunden gewesen. Da er nun einsehe, daß er ein verlornrer Mensch geworden wäre und ins Zuchthaus nicht gehn wolle, so müsse er nun den Tod suchen. Der Brief war in einem Wirthshaus geschrieben, von dem aus er Sonntags manche Segelfahrt unternommen hatte; es war also anzunehmen, daß er die Absicht gehabt hatte, seine Leidenschaft für das schöne Laster in den Fluten dieses fröhlichen Wassers auszulösen. Die Mutter hatte diesen Brief unterschlagen, vielleicht aus Mitleid mit dem armen alten Gebein, das ohnehin schon in allen Gliedern schlotterte, wahrscheinlicher aus Klugheit. Klüger wäre es freilich gewesen, sie hätte ihn in Flammen aufgehn lassen, dann hätte die schöne Laurette noch ein Stück weiter schwärmen und die Welt um sich

her verderben können. Niemand hätte von ihr gesprochen, und alles wäre vielleicht anders gekommen.

Ich weiß nicht, wer die Kunde von diesem Brief an den alten Mann herangebracht hat, der in seinem Bett wie ein Häuflein willenlosen Unglücks lag. Wie er aber davon erfuhr, richtete er sich mit einem Schrei empor und krabbelte aus seinen Decken heraus. Und als er erst wieder auf seinen Beinen stand, wollte er, so wie er war, sogleich auf die Straße hinaus und seinen armen großen Zungen suchen. Da er nicht zu halten war, nahm ich ihn an den Arm, und wir wanderten in den Regen hinaus, der eben durch die nächtlichen Straßen peitschte. Wir mußten einen Wagen nehmen und hinausfahren, wollten wir überhaupt noch an unser Ziel gelangen. Im Wirtshaus wollte niemand etwas von einem Gaste, auf den unsre Beschreibung paßte, wissen, der arme Alte blieb aber bei seiner Behauptung, sein Sohn müsse hier seinen Brief geschrieben haben, und er läge wohl nun schon auf dem Grunde. Niemals würde er seinem Vater so etwas geschrieben haben, wenn es ihm nicht Ernst gewesen wäre. So liefen wir alle am Ufer hin und her. Der Regen strömte auf uns nieder, und finstre Nacht lag auf dem Wasser. Wir mußten endlich unser Suchen aufgeben.

Am andern Morgen, als ich aufstand, war Leopold schon wieder unterwegs. Da ich meinen eignen Geschäften nachgehn mußte und ihm auch wenig helfen konnte, so überließ ich es ihm, seinem Schicksal allein entgegen zu gehn. Ein dankbares Gefühl durchströmte mich bei aller Bedrücktheit und Seelenunruhe: daß Martthens jetzt fern war, und daß ich ihr nicht vor ihr klares Auge zu kommen brauchte. Sie würde mitleidig in dies Unglück hineingeschaut und helfend die Hand ausgestreckt haben, aber ihr Blick würde auch das Zittern entdeckt haben, das durch mein eignes Wesen lief, die stille Angst, die noch nicht ausgesprochen, noch nicht einmal ausgedacht, nur als eine dumpfe, dunkle Ahnung mir lähmend in den Gliedern lag.

Mit aller Gewalt warf ich mich auf die Arbeit, sie sollte wieder einmal helfen. Ich möchte den kennen, der den Rock getragen hat, an dem ich damals genäht habe. Ob ihm von all der Angst und den schweren Gedanken, die in das schwarze Tuch mit vernäht wurden, nicht angst und bange geworden ist? Über Mittag ging ich nicht nach Hause und Abends erst in ein Wirtshaus. Die Arzneimittel, deren Kraft ich früher hatte kennen lernen, und in denen ich meine Mannhaftigkeit schon manchesmal wiedergefunden hatte, mußten wieder heran, eins nach dem andern. Warum auch nicht? Will man sich einmal betäuben, so ist die Methode gleichgiltig.

Am Abend in der Dämmerung kam Heinemann, der von der Geschichte Wind bekommen hatte, zu mir heraufgeschlichen. Er ging auf leisen Sohlen, öffnete die Thür erst handbreit und zögerte einen Augenblick, ehe er seine Gestalt zu mir hineinschob. Als er seine Neugierde befriedigt hatte, schüttelte er den Kopf und erklärte das Ganze für eine verdammt dumme Affäre. Die Alte müßte Prügel haben, und die Laurette ebenfalls. Im übrigen müsse man der Entwicklung mit Ruhe entgegensehen. Es werde so schlimm nicht werden, denn weder die Leopold noch Laurette seien heurige Hasen, sondern gerissene Weiber. Sie würden sich schon herauszulügen wissen. Und daß der junge Leopold ins Wasser gegangen wäre, sei ein ganz unsinniger Gedanke. Solche hübschen, rundlichen, behäbigen Leute hüteten sich vor einem nassen Bad. Im übrigen wäre auch an ihm nicht viel verloren, und es wäre vielleicht das beste, er hätte sich beiseite gemacht.

So sprach er mit aller Ruhe. Er mochte aber wohl seinen eignen Worten nicht getraut haben, denn wie sich später herausstellte, war er noch in dieser Nacht auf Reisen gegangen.

Spät in der Nacht kehrte Leopold heim. Der Leichnam seines Sohnes war gefunden worden. Als die Leute ihn aus Land zogen, hatten sie mit Verwunderung in das freundliche kindliche Antlitz eines großen Knaben geschaut, und voll Erbarmen hatte man ihn sanft auf den Nasen gelegt. Mit welchem betäubten Herzen er auch in die Fluten gegangen war, so lag es doch nun wie ein friedliches Lächeln über

den erstarrten Zügen, und man glaubte dem Vater, als er sich schluchzend über den entseelten Körper seines Sohnes warf und den Toten sein gutes, liebes, unglückliches Kind nannte.

Wir alle meinten, er würde an diesem Tage zugrunde gehn, aber am nächsten Morgen saß er schon wieder an seinem Arbeitstisch und nähte Stief für Stief.

An diesem Tage wurde ich verhaftet.

(Fortsetzung folgt)



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Reichs Spiegel. Der Kaiser ist nahezu wieder hergestellt. Die überraschende Kunde von dem operativen Eingriff, der so sehr an das Leiden erinnerte, dem Kaiser Friedrich erlag, ist unwillkürlich zu einem Gradmesser der Popularität und der Bedeutung Wilhelms des Zweiten für seine Zeitgenossen geworden. In Deutschland war das Empfinden: „Um Gottes willen nur jetzt keinen Thronwechsel!“ allgemein und hat vielfach in Kundgebungen sowohl direkt an den Kaiser als auch in der Presse warmen und beredten Ausdruck gefunden. Wie es oft im Leben geht, daß sich Menschen erst in der Stunde des Scheidens darüber klar werden, was sie einander waren, so hat die Nachricht von der Operation, die durch die Überraschung ein bedrohliches Aussehen erhielt, jeden Deutschen unwillkürlich dazu gebracht, eine Bilanz seines innerlichen Verhältnisses zum Kaiser zu ziehen. Es dürfte sich dabei herausgestellt haben, daß der Grundton dieses Verhältnisses ungeachtet aller Kritik, die ja auch Kaiser Wilhelm der Erste reichlich genug erfahren hat, doch sehr viel wärmer und fester ist, als bisher hie und da angenommen wurde, und daß es wenig Leute in Deutschland gegeben hätte, die nicht einen ernstern Charakter des Leidens als eine schwere und bedenkliche Gefahr für das Vaterland empfunden hätten.

Popularität ist eine langsam reisende Frucht. Der alte Kaiser hat vierzig Jahre lang, vom Jahre 1848 bis 1888, alle Grade der Volksbeliebtheit durchgemessen. Während der Jahre 1848/49 leider vielfach Gegenstand eines befürchteten Passes, 1850 bis 1858 Gegenstand wachsender Hoffnung, ist er mit dem Beginn der Regentschaft zu einer Popularität aufgestiegen, wie er selbst sie nie geahnt hatte, die aber schnell verblaßte und sich dann auf fünf Jahre hinaus in steigendem Maße in das Gegenteil umwandelte. Es ist bekannt, daß sich König Wilhelm jahrelang mit Revolutionärsbefürchtungen und Abdankungsabsichten getragen hat. Dann begann es mit Düppel und Alsen endlich leise zu dämmern; schon das Oberhaupt des Norddeutschen Bundes sah sich wieder von einem reichen Maße von Liebe und Verehrung getragen, die dann dem Deutschen Kaiser in einem Umfange wie kaum je zuvor einem Monarchen zuteil wurden. Durch zwei Mordversuche auf sein ehrwürdiges Haupt nur vermehrt, ist diese Verehrung dem ersten Kaiser bis zu seinem Entschlummern in einer Weise treu geblieben, die ihn fast schon bei seinen Lebzeiten mit der Apotheose der Sage verklärte und ihn so durch die Jahrtausende weiter leben und leuchten lassen wird als eine der herrlichsten Gestalten der deutschen Geschichte. Auch von seinem Andenken wird das Königswort gelten: keinem andern Roste unterwerfen als dem allein verschönernden der Jahrhunderte.

Demgegenüber mußte die Herrscheraufgabe für jeden Nachfolger schwer fallen. Wäre seinem erlauchten Sohne eine längere Regierung beschieden gewesen, er würde vielen Enttäuschung gebracht und viele Enttäuschungen erlebt haben. Auf der Thronbesteigung des Enkels lag der Glanz der Zeit Kaiser Wilhelms, der Schatten der kurzen Tage Kaiser Friedrichs, bald zog die Entlassung Bismarcks mit ihren Folgen einen tiefen Riß durch das Land. Das alles mußte überwunden werden. Vor einigen Wochen noch äußerte ein hoher Beamter, daß der Schatten